

Doppelrezension Review essay

**Henning Laux/Anna Henkel (Hg.): *Die Erde, der Mensch und das Soziale. Zur Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Anthropozän*
Bielefeld: transcript 2018**

**Benjamin Bühler: *Ökologische Gouvernamentalität. Zur Geschichte einer Regierungsform*
Bielefeld: transcript 2018**

Als der Atmosphärenchemiker Paul Crutzen sich im Jahre 2000 während einer Tagung zu Wort meldete, um in kritischer Absicht das gegenwärtige Erdzeitalter mit dem Begriff *Anthropozän* zu versehen, ahnte er wahrscheinlich nicht, dass sich der Begriff binnen kurzer Zeit auch außerhalb der Geowissenschaften ausbreiten sollte. Allein die beunruhigende Nachricht, dass sich *homo sapiens* nun auch in den Gesteinsschichten des Planeten abgelagert hat, schien dann doch den ökologisch sensibilisierten Nerv der Zeit zu treffen. Binnen kürzester Zeit breitete sich der Ausdruck Anthropozän auf den Titelseiten der Tagespresse, populärkultureller Magazine und wissenschaftlicher Zeitschriften aus und entfachte schließlich auch eine lebhaftige Diskussion in den Sozial- und Kulturwissenschaften.

Allerdings hat sich die deutschsprachige Soziologie an dieser Debatte bis dato kaum beteiligt. Insofern ist es unbedingt begrüßenswert, dass Henning Laux und Anna Henkel nun für die hiesige Leserschaft einen Sammelband zum Thema zusammengestellt haben. Dieser versammelt 13 explorative Studien zur Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse im Anthropozän, die sich mit der transdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Sozial- und Naturwissenschaften beschäftigen (Tanja Bogusz, Nico Lüdtke), die Kritik an den Gestaltungsfantasien der Anthropozäniker*innen (Katharina Block, Stefan Lorenz) oder die Frage nach der Gestaltbarkeit widerständiger technischer Großsysteme thematisieren (Cordula Kropp). Leider fehlen dem Band jedoch sowohl eine übergreifende thematische Fokussierung als auch eine theoretisch-konzeptionell gehaltvolle Einführung in das Thema. Die (namenlose) Einleitung beschränkt sich mit der Ausnahme von zweieinhalb Seiten lediglich auf die Zusammenfassung der nachfolgenden Beiträge, ein Defizit, dass auch Henning Laux anschließende „Leseanleitung“ nicht zu beseitigen

vermag. Tatsächlich erweckt die Einleitung den Eindruck, dass man sich hier nicht entscheiden konnte zwischen einer systematischen Aufarbeitung der Anthropozändebatte einerseits und deren Übersetzung in das Forschungsprogramm einer soziologischen Nachhaltigkeitsforschung andererseits. So steht beides unverbunden nebeneinander, und dem Ganzen fehlt der rote Faden.

Die einzelnen Beiträge sind wiederum besser als ihre Präambel und laden immer wieder zum Weiterdenken ein: Karl-Werner Brandt bettet das Anthropozän in eine längere Geschichte gesellschaftlicher Naturverhältnisse ein, Rondald Lippuners entwickelt an Deleuze und Latour eine neo-kybernetische Ökologie und Anna Henkels diagnostiziert eine Kontrollkrise der modernen Gesellschaft, auch wenn sie dabei alles andere als subtil versucht, der Leser*in ihr eigenes Programm einer Soziologie der Nachhaltigkeit schmackhaft zu machen. Anregend ist auch Joachim Fischers Beitrag, der mit Nachdruck den „vital turn“ in der Soziologie einfordert – freilich wie immer begleitet von der Forderung, dass auch bei dieser Drehung eine Lebenssoziologie im Anschluss an Helmuth Plessner herauskommt. Aber auch für diejenigen Leser*innen, die weniger an einer sozialtheoretischen Umschrift, sondern an den Konsequenzen der sozialen Adaption des Anthropozänkonzepts interessiert sind, hat der Band hier und da etwas zu bieten. So zeigt Andreas Folkers, wie sich seit dem 21. Jahrhundert ein neuer, durch das Leitkonzept der Resilienz geprägter Nomos der Erde aufspannt. Jeremias Herberg und Gregor Schmieg interessieren sich für den „technoökologischen Habitus“ des Menschen, der sich im Zuge der Verselbstständigung der Technosphäre herausbildet. Was beide Beiträge verbindet, ist ihre Kritik an den technokratischen Epistemologien und Politiken, die mit dem Anthropozän einhergehen. Wo die Sicherung der Beständigkeit planetarischer „life support systems“ oder lebenswichtiger technischer Systeme den Status einer Letztbegründung erhält, wird politische Auseinandersetzung durch „planetarisches Management“ (Folkers) und den „Habitus einer unterwürfigen, biomimetischen Sorge um technologische Apparate“ (Herberg/Schmieg) ersetzt.

Es gilt also, das ist mehreren Beiträgen zu entnehmen, der politischen Adaption der Anthropozändiagnose eine gesunde Portion Skepsis entgegenzubringen, insbesondere dann, wenn Autor*innen die gegenwärtige ökologische Krise mit maximaler Dringlichkeitsrhetorik als schmittianische Entscheidungssituation präsentieren, in der zwischen einer Transformation „by design“ oder „by disaster“ zu wählen sei (Arno Bammé). Angesichts solcher politischen Zuspitzungen scheint es lohnenswert, auch das implizite Regierungswissen zu untersuchen, das sich in das Konzept des Anthropozäns einschreibt.

Eben das versucht der Kulturwissenschaftler Benjamin Bühler in seiner Studie zur ökologischen Gouvernamentalität. Folgt man Bühlers Argumentation, ließe sich das Anthropozän als eine spezifische Ausprägung einer allgemeineren ökologischen Regierungsrationalität begreifen, deren Wurzeln bis in das 18. Jahrhundert zurückreichen. Bühler zufolge wird die Etablierung der von Michel Foucault beschriebenen liberalen Gouvernamentalität von Beginn an von einem Gegendiskurs flankiert, der das liberale Treiben nicht nur kritisiert, sondern ihm eine völlig andere Form des Regierens entgegengesetzt. Inspiriert durch eine sich im 19. Jahrhundert herausbildende neue Wissenschaft der

Ökologie – und später durch die Kybernetik und Ökosystemwissenschaft –, versteht diese alternative Gouvernamentalität unter gutem Regieren weniger die Einrichtung der Möglichkeit der Freiheit als die angemessene Regulation vernetzter Populationen und die Erhaltung des Gleichgewichts komplexer (Öko-)Systeme. Bühler interessiert sich neben der Genese dieser ökologischen Regierungsform vor allem für ihre politischen Konsequenzen, denn die ökologische Gouvernamentalität steht den politischen Prinzipien ihrer liberalen Schwester äußerst skeptisch gegenüber. Diese Skepsis richtet sich zunächst gegen die Apologie der grenzenlosen Freiheit des Marktes und der Menschen, da sich eine solche Regierungsrationale nicht mit den empfindlichen Grenzen komplexer Ökosysteme zur Deckung bringen lässt. Sie richtet sich aber auch gegen die liberale Tendenz, auf ökologisch dringliche Probleme mit dem langsamen Bohren dicker politischer Bretter zu reagieren. Man könnte auch sagen, für die ökologische Gouvernamentalität wird immer zu wenig und zu langsam regiert. Entsprechend tendiert die ökologische Gouvernamentalität insbesondere in Zeiten ökologischer Krisen vermehrt dazu, wie Bühler im Anschluss an Claude Lefort und Chantal Mouffe hervorhebt, zeitintensiven politischen Streit durch eine beschleunigte Politik des Faktischen bzw. Politik durch Polizei zu ersetzen.

Diese post-fundamentalistische Kritik an ökologischen Diskursen bildet den theoretischen Rahmen von Bühlers Studie und wird im letzten Kapitel des Buches noch weiter ausgearbeitet. Der Hauptteil des Buches widmet sich hingegen der angesprochenen historischen Rekonstruktion der ökologischen Gouvernamentalität. Bühler durchkämmt dafür eine ganze Reihe literarischer, philosophischer, politischer und wissenschaftlicher Texte aus verschiedenen Themenfeldern, wie Nationalökonomie und Agrarchemie, Energiewirtschaft, globale Ressourcenkonflikte, Recycling, Umweltsicherheit, die literarischen Genres des Politthrillers und der Ökodystopie, Resilienzdenken, Kybernetik, (Landschafts-)Architektur und Design, Terraforming, Anthropozän u.v.m. Damit erweist sich Bühlers Studie einerseits als Fundgrube für Thesen und Forschungsfelder, bei denen es sich lohnte, sie weiterzuverfolgen. Andererseits geht diese enorme Breite auf Kosten analytischer Tiefe. Zwar kann Bühler durch seine oft gelungenen Collagen die Varianz an Wissensfeldern aufzeigen, aus denen sich die ökologische Gouvernamentalität speist, allerdings bleibt die Darstellung auch immer wieder unsystematisch und oberflächlich, was dazu führt, dass sich das Material letztlich nicht so recht zu der im Untertitel angekündigten „Geschichte einer Regierungsform“ zusammenfügen will.

Dieses nonchalante Hinweggleiten über die aufgeworfenen Problemkomplexe erzeugt schließlich auch einen neuralgischen Punkt in der Gesamtargumentation. Weil Bühler darauf verzichtet zu erläutern, welcher (Neo-) Liberalismus eigentlich die Kontrastfolie zum ökologischen Denken bildet, entsteht der Eindruck einer recht schematischen Gegenüberstellung des zurückhaltend-liberalen Regierens auf der einen und des intervenierend-ökologischen Regulierens auf der anderen Seite. Während es sicherlich zunächst plausibel ist, die Laisser-faire Mentalität der liberalen Gouvernamentalität des 18. Jahrhunderts mit dem ausgeprägten Regulierungsinteresse einiger

Ökolog*innen zu kontrastieren, lässt sich jedoch gerade mit Foucaults Gouvernementalitätsvorlesungen argumentieren, dass zentrale ökologische Denkfiguren wie Gleichgewicht oder Milieu ebenfalls das liberale Regierungshandeln informieren. Schon deshalb wäre eine stärkere historische Differenzierung des Liberalismusbegriffs aufschlussreich oder gar notwendig gewesen. Darüber hinaus wäre Bühler im Zuge einer solchen Auseinandersetzung zum einen auf Varianten des Liberalismus gestoßen, die dem „Regieren als Regulieren“ keineswegs ablehnend gegenüberstehen – dies gilt etwa für den Freiburger Ordoliberalismus. Zum anderen hätte er auch die immer wieder aufblitzenden antidemokratischen Tendenzen im ökologischen Denken mit den illiberalen Facetten liberaler Sicherheitsdispositive kontrastieren können. Inwiefern unterscheidet sich die ökologische Dringlichkeitsrhetorik von anderen Krisennarrativen, etwa im Bereich des globalen Finanzwesens oder im Kontext der Migrationspolitik? Das weist aber schon über Bühlers Buch hinaus: Die Verwicklungen von liberaler und ökologischer Gouvernementalität genauer zu untersuchen, wäre eine weitere Aufgabe. Bühlers Verdienst bleibt es, einen ersten Schritt in diese Richtung unternommen zu haben – ein Großteil der Arbeit ist allerdings noch zu tun.

Leon Wolff